

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Mitteilungen aus Oldenburg

Oldenburg, 9.1843 - 14.1848 [?]

No. 25, 22. Juni 1844

urn:nbn:de:gbv:45:1-4432

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Zehnter Jahrgang.

N^o 25.

Sonnabend, den 22. Juni.

1844.

Der 22. Junius in Oldenburgischen Landen 1844.

Wie hübsch war doch dieser Tag vor einem Jahre! vor zwei und drei und mehr und zwölf Jahren! Ein Gesamtgefühl von Liebe, Ehrfurcht, Sicherheit, Vertrauen und Dankbarkeit gegen seine Landesmutter, war des Oldenburgers habituelle Stimmung; die nicht laut und enthusiastisch hervortreten konnte, eben weil sie seine alltägliche Stimmung war; deren aber am 22. Junius er sich vorzugsweise bewußt wurde; der sanft belebenden Wärme einer Sonne, die Blüten treibt und Früchte, und Segen verbreitet nach allen Seiten hin und jedem offenen Menschenherzen gerührten, stillen, aber innigen Dank entlockt; nicht die verzehrende Glut des Entzündasmus in der Bewunderung einer glänzenden, blendenden, »zeitgemäßen«, überraschenden Erscheinung, ein Feuer, das sich selbst verzehrt, flüchtig verpufft, ein augenblickliches Luftfeuer, wie alles flüchtig ist und nichtig, was die Lust der Welt in ihren Grenzen beschränkt.

Ja! Cäcilie, Prinzessin von Schweden, war eine seltene Erscheinung, die in unbewusster, tiefer Bescheidenheit sich unwillkürlich dem Auge und dem Licht der Welt zu entziehen eine Neigung hatte, wie alles Wirkliche, dessen Wesen der Schein fremd ist. Schon in ihrer Kindheit erkannte man die Keime der Tugenden, die sich später naturgemäß, unter der Pflege ihrer vortrefflichen königlichen Mutter entwickeln sollten. Gehorsam, entgegenkommende wohlwollende Freundlichkeit, Vertrauen und unbedingte Wahrheit waren diese Keime, die köstliche Fassung

des reinen Diamantes ihrer Unschuld. Ihre Jugend war dabei nicht die heiterste; sie hat die geliebte Mutter, die Liebe und Güte selbst, öfter Thränen vergießen als ohne Wehmuth lächeln gesehn. Ihren Vater kannte sie kaum. Das düsterste Verhängniß waltete über ihm; dennoch, wo jedes andre Licht sich ihm verdunkelte, blieb er sich der ritterlichen und höhern, reinern Ehre stets bewußt und verleugnete sie nie. Friede sei mit der Asche des hohen Unglücklichen!

Nach dem Tode ihrer Mutter lebte Prinzessin Cäcilie unter dem Schutze ihrer Großmutter, der Markgräfin von Baden, in dem Schlosse zu Bruchsal. — Hier war es, wo in dem verhängnißvollen Jahre 1830 der Großherzog von Oldenburg, unser Gnädigster Herr, bei einem halbstündigen Besuche bei der Markgräfin, Prinzessin Cäcilie und ihre unvermählt gebliebene Frau Schwester, Prinzessin Amalie, zum erstenmal sah, aber auch eben nur sah. Es ist das Loos der Fürstentöchter, von unbekanntem Fürsten gewählt zu werden. Sie kennen meistens den künftigen Gemahl nur dem Rufe nach, aber auch hier zeigt sich der höhere oder niedere Sinn der Erwählten in dem, was ihr dem Rufe nach lebenswürdig oder widerwärtig ist, und da so oft diese Anzeichen der weiblichen Jugend mehr Trivolität als Ernst und Besonnenheit beurkundeten, war die Geistesrichtung der Prinzessin Cäcilie, in der die Bewerbung des Großherzogs um ihre Hand angenommen ward, gewiß ein vollgültiges Zeugniß ihrer edleren Natur. Der allgemeine Ruf hatte ihr im Großherzoge von Oldenburg einen Herrn von Kopf und Herz gemalt, ein warmes Herz für Land und Volk und alle Menschen, vorherrschende Neigung für Häuslich-

keit und ungetheilte Achtung der edelsten der Fürsten Deutschlands. Sie erfuhr, daß dieser Ruf vollkommen gegründet sei, und danach liebte und ehrte sie ihn wie einen langjährigen vertrauten Freund, wosür so manche rührende Beweise aus dieser frühesten Zeit ihres Brautstandes sprechen. Sie war damals erst drei und zwanzig Jahre alt. Man braucht aber kein raffinirter Menschenkenner zu sein, um sie aus diesem einzigen Zuge zu erkennen.

Etwa ein halbes Jahr nachher, das sie in Wien bei dem Prinzen Gustav von Wassa, ihrem Bruder, zubrachte, während welches sie den Großherzog unsern Herrn nicht persönlich näher kennen lernte, ward er ihr doch im Briefwechsel immer theurer, wie sie sich darüber oft mit großer Wärme äußerte. Es war ihr damals vergönnt, durch in Wien anwesende Oldenburger sich mehrseitig über den Großherzog, sich über Oldenburg, und was es unter ihm und seinem Vater geworden, genauer und umständlicher zu unterrichten, als es auf öffentlichem Wege möglich ist, und wie Alles von ihr mit sorgfältiger Ordnung und denkendem Ernste behandelt wurde, waren zu diesen Unterhaltungen festgesetzte Stunden, mit Vermeidung aller Störungen, bestimmt.

Hier zeigte sich nun bald, wie jene Tugendkeime ihrer Kindheit sich aufs glücklichste entwickelt hatten. Der damalige Gehorsam des Kindes zeigte sich jetzt, in der blühenden, ernsten Jungfrau, zu einem, wenn sich so sagen läßt, eigenthümlichen Pflichttriebe erhöht, der ein charakteristischer Zug ihres Lebens geblieben ist. Sie schien immer neue und immer mehr Pflichten zu suchen und auf sich zusammen zu häufen, um die Freude der Pflichterfüllung aus dem seltensten Labebecher der Jugend in großen, vollen Zügen zu trinken. Das zuvorkommende, freundliche Wohlwollen ihrer Kindheit war eine heilige Liebe geworden, in der man das dreizehnte Capitel der ersten Epistel an die Corinthier lebendig dargestellt zu sehn glauben mußte. Wie ließen sich die unzähligen täglichen, unwillkürlichen Aeußerungen dieser Liebe von der Zunge, von der Feder fordern! Man hat oft und viel ihre Wohlthätigkeit gepriesen und von den Vielen Hungernden, die sie gesättigt, und Nackenden, die sie gekleidet hat, gesprochen, denn das trat gegen ihren Willen, in den Thränen der Dankbarkeit, an's Licht. Man vergaß aber dabei, daß die Wohlthätigkeit nur eine der vielen Aeußerungen jener innigen, bereits zur Lebensgewohnheit ausgebildeten Tugend der Liebe geworden war. Denn wie vermag doch der Mensch die Wirkung der besigemeinten Gabe zu sichern! Subjectiv aufgefaßt, als Gesinnung und daraus fließender stätiger Wille, behauptet die Wohlthätigkeit ihren hohen Rang unter den sittlichen Vorzügen des Menschen.

So war die reine, innigste, tiefste Gottesverehrung, im Gegensatz sowohl der selbstsüchtigen Frömmerei, als des kühlen, herzlosen Nationalismus, die nur scheinbar Extreme

sind, in dem edelfrommen Gemüthe der Prinzessin Cäcilie eine Naturnothwendigkeit geworden, ihrer edlen Natur. Nur mit den Vertrautesten erging sie sich in dem Bedürfnisse der Betrachtung über die heiligsten Wahrheiten und die wichtigste Angelegenheit des Menschen; aber noch in ihren spätern Lebenstagen gehörte der Religionsunterricht des Erbgroßherzogs, dem sie unausgesetzt beivohnte, zu den schönsten Stunden ihres Lebens, »in denen sie für die letzten sammelte.« — Diese in ernster Prüfung und innigstem Gefühle zugleich begründete Frömmigkeit hätte so nicht sich ausbilden können, wenn nicht schon des Kindes Wahrheitsliebe sich mit ihr zu jenem Geiste der Wahrheit erhoben hätte, der dem Menschen die höchste irdische Würde ertheilt, der ihn frei macht, frei von verblendender Leidenschaft, frei von unwürdigen Vorurtheilen und schönem Wahn. »Was ist Wahrheit?« fragte Pilatus. Der Arme mochte sie an den Altären seiner Götter allerdings schmerzlich entbehrt haben! Aber die Wahrheit, die eine Gesinnung ist, Wahrheit, die keine Nebenabsicht, wie Gott keine Nebengötter, aus innerer Nothwendigkeit leidet, Wahrheit in Worten nicht bloß, Wahrheit in selbstbewußten Gedanken, Gefühlen, im ernstesten Willen, im Nichtsein der Pflicht, diese Wahrheit gegen Alle und gegen sich selbst, die verließ ihr die Würde der sittlichen Freiheit. Ihre Liebe war daher eine Wahrheit. — Und so verherrlichte sich im Verbande dieser Tugenden in ihr auch das Gepräge der schönsten Seelen, das Vertrauen, das dem Kinde schon die waltende Liebe einer vortrefflichen Mutter einflößte, ein Vertrauen zu Gott und Menschen, zur Fügung, und allem Vorkommen, das gewöhnlichen Sterblichen nur Zweifel, ja Mißtrauen bringt. Diese, vom gewöhnlichen Menschenschlage oft so sehr verkannte Himmelsgabe ist ein unschätzbare Lohn der Herzensreinheit der edelsten Menschen, und so war er es ihr. In den Wirren und Verdunkelungen des Weltlebens, wo der Mensch in seinem Dünkel zumeist der armen Weltklugheit vertraut und ihrem trügerischen Maasstabe, in der Armuth seiner Seele, da hatte sie einen unerschütterlichen Grund des Vertrauens an sich selbst und zu Allem, was nicht vor Gott verworfen ist. Vertrauen giebt und schafft Vertrauen. — Wer hätte nicht ihr vertraut mit ganzer Seele und nicht ihr sich hingegeben wie er ist, mit allen Mängeln und Gebrechen, die sie so edel zu schonen wußte, ihr, die in jeder, selbst in tadelnswerther Aeußerung Andern, ein lobenswürdiges Motiv zu finden oder sie zu entschuldigen wußte! Ihr Vertrauen zu der Menschheit war Gottvertrauen! Es imponirte dem Klügling, es besserte den Besonnenen, den das Glück näher oder ferner unter ihren wohlthätigen Einfluß gestellt hatte. Sie lehrte so den Sänger verstehen, der begeistert ausrief: »Selig, welchem Gott die Gabe des Vertrauens verlieh!«

Am glänzendsten ward ihr edles Vertrauen gerechtfertigt in der persönlichen nähern Bekanntschaft ihres Durchlauchtigen Gemahles, dem sie alsobald mit so wohlworb-

reiteter Liebe zum Altare folgte. Gewiß selten wird ein so rein menschliches Fürstenpaar am Traualtäre gesehen, wie es am 5. Mai 1831 von Kaiserlichem Glanze umgeben war. — Oldenburg kannte noch den unermesslichen Schatz hoher Tugenden nicht, den in seiner schönen jungen Gemahlin unser Landesvater ihm zuführte. Nur der Ruf war es, der ihr voranging, und von ihm jedes Gemüth belebt, Ihren Einzug zum freudigen Volksfest machte.

Es ist nicht leicht, was man so oft sagt und doch so selten wahr gemacht sieht, daß ein Volk seine fremde gewesene Fürstin genau kennen und so lieben und verehren gelernt habe als sie es verdiente. Dem Menschen ist die Selbstliebe gegeben als ein Trieb zum Schutze gegen manche Angriffe im Leben, aber er wird im Einzelnen nur zu oft ein Maßstab zur Würdigung des Verdienstes Anderer. Ein langjähriger Friede ist, wie jedes große Glück, nicht leicht zu ertragen, das Unglück trägt sich sehr viel leichter. Der Mensch soll nicht zur Ruhe kommen, er will es aber auch nicht. Partheien und Meinungen, die in der Welt Unruhe genug hervorbringen, dringen auch in die friedlichsten kleinen Länder und trüben die Ruhe der Gemüther; leichtsinnige Moderatoren predigen ausländische Meinungen, verdunkeln mit philosophisch klingenden Phrasen die evidenteste Wahrheit; wer zuhört, fürchtet bald sein liebes Selbst so oder so gefährdet und wird bald der Mann einer Parthei, er weiß nicht wie. Dennoch bricht durch solche Verfinsternung die Wahrheit siegreich durch, am ehesten in den wohlversorgten kleinern Staaten Deutschlands. In Oldenburg machte sie immer ihre hohen Rechte geltend. Fragt den Oldenburger, ob er seine Landesmutter erkannte? Ob ihr edles Vertrauen das seinige an sich zog? Ob ihre reine Seele, ihre seltenen Tugenden ihm vorleuchteten? Ob er weiß, was alles mit ihr dahingefahren ist? Thränen der Rührung um die Verewigte werden euch antworten.

Fragt, wenn ihr wollt, den Splitterrichter, der sich der Minos der Oberwelt dünkt, der vornehm kalt spricht: Wer Mensch ist, hat auch Fehler! und mit dem Mikroskop sucht und nach Fehlern forscht. Oder fragt, wenn ihr wollt, den Mann des Zeitgeistes, ob auch hier Volks-Souveränität als höchstes Menschenrecht anerkannt, die Einheit Deutschlands ersehnt, die Wahrheiten der Zeit als absolute Wahrheit anerkannt ward. Laßt euch, wenn ihr könnt, an den Resultaten solcher Forschung.

Fragt ihr aber Diejenigen, die sie am Genausten kennen mußten, ihre Vertrauesten, ihren Gemahl und seine Kinder, oder Diejenigen, die ihres täglichen Umgangs gewürdigt waren, so werdet ihr erfahren, welche Früchte die Tugendkeime ihrer Kindheit getragen haben.

Wie nur die edlern Neigungen die unsrer verklärten Großherzogin waren, so gab es für sie auch keine größere Befriedigung als die, denselben in Andern, zumal in ihren Nächstehenden, zu begegnen. So war es mit der Neigung für die verehelbteste, menschlich bildendste aller mensch-

lichen Vereinigungen, die häusliche, das Familienleben. Darin begegnete sie ihrem Gemahl, und darin beglückten sie sich gegenseitig, und dadurch ward ihr Einfluß auf die Großherzoglichen Kinder ein überaus wohlthätiger. Ja, er ward es für Alle, für den weiten Kreis, der ihm unterworfen war, theils mittelbar, theils unmittelbar.

Die Großherzogin sah in ihrem Gemahle nicht bloß diesen, sondern immer auch ihren Herrn; die Liebe zu Jenem und die Unterwürfigkeit gegen Diesen waren aber nur ein Gefühl, wie Pflicht und Liebe der Edlern des Menschengeschlechts nur eins sind. Die Aufmerksamkeiten des ersten Unterthans und der liebevollen Gemahlin waren eins. Freilich war es nur sehr selten dem Auge eines Dritten vorliegend, dann aber auch sehr deutlich sprechend. Als die Großherzogin ihren zweiten Sohn, an dem ihre ganze Seele hing, den Prinzen August, verlor, in dem überwältigenden Schmerz der zärtlichsten Mutter, gedachte sie gleich des abwesenden Gemahls, dessen Rückkunft erwartet wurde, fürchtete, daß ihm die Nachricht dieses Verlustes auf nicht schonende oder erschreckende Weise durch's Gerücht zugetragen werden würde, daß er sich um sie beunruhigen könne, es war keine Zeit zu verlieren, der Reisewagen fuhr vor, und jede persönliche Rücksicht nicht achtend, reiste sie dem Großherzoge entgegen. Man mußte sie dabei sehn, ihre abgebrochnen Klüppelungen der Liebe, Sorge, Pflichttreue vernehmen, um sie nach Würden zu verehren.

Ihren Stiefkindern war die Großherzogin die zärtlichste, sorgsamste Mutter, und ihre Liebe zu ihnen spiegelt sich fortwährend in der Gegenliebe und Verehrung derselben. Die Königin von Griechenland hing immer mit schwärmerischer, fast leidenschaftlicher Liebe an ihr; der Erbprinzog weiß und fühlt tief was sie ihm war; die Herzogin Friederike ist tief ergriffen von dem Gefühle, daß sie in dem Falle war, ihr wohl noch mehr als ihre Geschwister zu dem wärmsten Dank und der innigsten Verehrung verpflichtet zu sein, durch fortgesetzte Uebungen in der Geistesbildung und so vielfältige Sorge um sie. Wem die erhebende Freude gegönnt war, diese mütterliche Großherzogin zu beobachten, auf einer Reise im Interesse der noch sehr jungen Frau Tochter, wer Zeuge war ihrer peinlichen Sorge und unermüdeten Sorgfalt bei dieser Gelegenheit, dem muß das sehr seltne Maß der Lieb und Treu dieser edlen Frau unvergeßlich bleiben.

In dem hohen weiblichen Sinne unsrer vereinigten Großherzogin lag es, daß sie ihr Bestes und Edelstes immer mit Sorgfalt der Welt verbarg, und ihre reine, tiefe Menschenliebe, selbst ihre Vorliebe für ihre Unterthanen, das sorgfältige Aufsuchen und liebevolle Entgegenkommen der stummen Armuth, die persönliche specielle Sorgfalt in Erforschung der speciellen Bedürfnisse Dürftiger, wovon sich so viele Beispiele aufführen ließen, konnten lang jedem Auge verborgen bleiben. Wenn aber das Ge-

fühl, in Anerkennung des Guten, Edeln, Schönen, überströmte bei ungewöhnlicher Veranlassung, dann schwieg bei ihr jede andre Rücksicht, und in sonnenhafter, belebender Wärme trat die Landesmutter in ihr hervor, in dem verehrungswürdigsten Sinne des Wortes. Die Wenigen, die sich noch der Nachricht von Catharina Schnur zu Weiderrdingen im Fürstenthume Birkenfeld erinnern mögen (in N^o 34 dieser Blätter, 1843) werden die innige Erwärmung unsrer edeln Großherzogin für die eben so edle Erscheinung dieser Bäuerin begreifen. Sie erhielt bald darauf einen Schmuck von ungewöhnlicher Größe, ein geschmackvoll gearbeitetes goldnes Kreuz mit der Inschrift: »Der Jungfrau Catharina Schnur, als Anerkennung ihrer menschenfreundlichen Wirksamkeit, geschenkt von ihrer Landesmutter und Großherzogin Cäcilie von Oldenburg.« — Die dankbar gerührte Empfängerin dieses Anerkennungszeichens hat ein Document ausgestellt, in dem sie, alles und jedes Verdienst um solches Geschenk ablehnend und es allein der überraschenden Güte der hohen Geberin zuweisend, dasselbe dem bleibenden Andenken in ihrer Familie, und wenn sie mit dem letzten, fernsten weiblichen Nachkommen derselben (jeden etwa unwürdigen ausgeschlossenen) ausgestorben, der Kirche zu Weiderrdingen zu fortdauerndem Andenken widmet. — Wo ist ein Menschenherz, das bei solcher Gegenseitigkeit der Anerkennung sich der Nührung verschließen könnte!

Sie ist heimgegangen, unsre Landesmutter! Sie hat uns eine unschätzbare, bildende Erinnerung, sie hat uns Liebe und Verehrung hinterlassen für den Rest unsers Lebens.

Ein Irrthum.

Was davon herauskommt, wenn man bei literarischen Fehden die Person nicht von der Sache trennen kann, und besonders wenn man unter dem anonymen Gegner sich eine bestimmte Person denkt, davon haben wir kürzlich in unserer Nähe ein ergötzliches Beispiel gehabt.

In N^o 21 des Wechtaer Sonntagsblatts erschien ein »eingesandter« Aufsatz unter der Aufschrift: »Näsigkeits-Sache«. N^o 23 desselben Blattes brachte darauf ein »Promemoria«, welches in sehr heftigen, und nicht eben anständigen Ausdrücken gegen den gedachten Aufsatz sich ausspricht. Derselbe wird gleich im Anfange »dummdreist« genannt, dann ist von Nux vomica, Bonbons, Mix-

tur und Mäusegift die Rede, von einem Bestreben des Verfassers, »den blinder Zeloteneifer zu befeelen scheint, durch sein höhnisches Nasegerümpf und durch das Blendwerk einer heillosen Gelehrsamkeit den Leser glauben zu machen, als wenn gewisse Männer in seiner Nähe, gegen welche er lieblos auszufschlagen Miene macht, keinen weltkräftigen Verstand hätten, als wenn sie ohnmächtiger und hänglicher Natur wären« u. s. w. Nachdem noch gesagt ist: »Der oben berührte Aufsatz verdient nach meiner und vieler competenten Richter Meinung gar keine Widerlegung, weil diesem sogar die grammatische und logische Correctheit abgeht, und er somit das Brandmal einer Schülerarbeit gleichsam an seiner Stirn trägt,« wird der Verfasser endlich mit dem ihm »ganz leise in's Ohr geflüsterten Rathe« entlassen: Si tacuisses, philosophus mansisses.

Und wer ist nun dieser Verfasser? In N^o 23 des Sonntagsblatts sagt eine »Erklärung«, der Aufsatz sei aus des Dr. Rosenfranz, Professors der Philosophie und Weisheit in Königsberg: »Königsberger Stizzen« Bd. 2. S. 144 entnommen.

Kirchennachricht.

Vom 14. bis 20. Juni 1844 sind in der Ob. Gem.

1. Copulirt: 64) Gerhard Dietrich Ludwig Koopmann und Gesehe Helene Gramberg, Donnerschwee. 65) Johann Gerhard Matthias Feldmeyer und Anna Catharine Fischer, Oldenburg. 66) Georg Heinrich Schierenbeck und Catharine Marie Diederike von Breton, Oldenburg.

2. Getauft: 180) Vergl. N^o 129 der Weiderrdingen. 181) Hermann Wintermann, Donnerschwee. 182) Ein unehelicher Knabe, Oldenburg. 183) Anna Friederike Catharine Wehrens, Metjendorf. 184) Carl Christian Dietrich Bredendieck, Oldenburg. 185) Gustav Johann Heinrich Wehlau, Oldenburg. 186) Johann Ernst Theodor Brandt, Eversten.

3. Beerdigt: 126) Gesehe Margarethe Neumayer, 73 J. 4 M., Eversten. 127) Carloline Eleonore Neubert, 57 J. 6 M., Oldenburg. 128) Anna Gode, 55 J. 8 M., Ohmstedde. 129) Ein todtgeborener Sohn des Dtmann Wienten, Adorf. 130) Carl Hermann Cassel, Unterofficier, 22 J. 131) Christiane Hermine Johanne Knoch, 5 M., außer dem Heil. Geiststhor.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage, den 23. Juni.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Gröning.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Candidat Arens.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

3ehnter Jahrgang.

N^o 26.

Sonnabend, den 29. Juni.

1844.

Briefe eines preussischen Officiers in die Heimath.

(Aus dem vorigen Jahrhunderte.)

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte in Varel ein Amtsverwalter, mit Namen Berend Gramberg; der wurde geadelt und bekam den neuen Namen von Ehrenberg, auch den Titel eines Drosten. Welche Bewandniß es damit hatte, können wir nicht angeben, auch kommt es hier nicht darauf an.

Dieser Drost von Ehrenberg hatte einen Sohn, der in preussischen Kriegsdiensten stand und im J. 1756 kurz vor dem siebenjährigen Kriege seinen Vater in Varel besuchte. Hier schaffte er sich Pferde zum Feldzuge an und nahm einen flinken Burschen aus Obenstrobe als Reitknecht mit, und als er nach dem 1758 erfolgten Tode seines Vaters nach Varel kam, den Nachlaß seines Vaters zu reguliren, begleitete ihn derselbe Bursche, der aber damals nicht mehr sein Reitknecht, sondern Unterofficier in preussischen Diensten war, und nur die Stelle seines Reitknechts vertrat, um bei dieser Gelegenheit mit ihm die Reise in die Heimath machen zu können.

So glauben wir die Geschichte dieses jungen Menschen vernommen zu haben, können aber nähere Umstände nicht angeben. Sollte unter unseren Lesern sich Jemand finden, der Näheres darüber wüßte, so könnte derselbe durch dessen Mittheilung uns sehr erfreuen.

Achtzehn Jahre später kam der Herr von Ehrenberg noch einmal nach Varel, und als die Verwandten

seines gewesenen Reitknechts bei ihm sich nach demselben erkundigten, erzählte er, der sei jetzt Lieutenant in königl. preussischen Diensten. Wahrscheinlich erzählte er auch, wie das zugegangen, denn gar leicht war es doch selbst im siebenjährigen Kriege nicht einem Manne von geringer Herkunft, königl. preussischer Officier zu werden, allein auch davon ist keine Kunde auf uns gekommen. Könnten wir das hier erzählen, so würde dadurch unsere Geschichte, wenigstens für Viele, sehr an Interesse gewinnen, aber seine Bescheidenheit war so groß, daß er davon auch später in seinen vertrauten Briefen Nichts erwähnt hat.

Wir schöpfen nämlich unsere Kunde von ihm lediglich aus einer Reihe von Briefen, die er in den letzten fünfzehn Jahren seines Lebens in die Heimath schrieb, und worin er nicht allein von den Ereignissen dieser Jahre Nachricht gab, sondern auch einen so rechtlichen, liebenswürdigen Character entwickelte, besonders eine so rührende Pietät, eine so natürliche und ungeschminkte Frömmigkeit und eine so sehnsuchtsvolle Liebe zur Heimath ausdrückte, daß wir glauben, sie werden unsern Lesern dasselbe Vergnügen machen, welches wir beim Lesen derselben schon mehrmals empfunden haben.

Wir theilen sie daher hier mit, zwar mit Weglassung der gewöhnlichen Briefformeln und anderer unwesentlicher Redensarten, so wie Desjenigen, was auf die persönlichen Verhältnisse des Empfängers Bezug hat; aber doch sonst in dem unveränderten naiven Ausdruck, womit sie vor uns liegen; nur die Verstöße gegen Rechtschreibung und Grammatik, welche häufig darin vorkommen, und wovon in damaliger Zeit auch Officiere höherer Herkunft selten frei waren, haben wir verbessert, da sie nur störend ein-

